



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Erzählung aus alten Tagen.

Richtig kam im selben Augenblick mein damaliger Patient aus der Hütte. Er lachte mit vollem Gesicht und zeigte mir seinen Fuß, der beinahe vollständig wieder hergestellt war; nur an der Vorderseite war noch eine kleine Geschwulst zurückgeblieben, die er aber nicht weiter beachtete. Der junge Held, den ich schon das erstemal, als ich seine Wunde reinigte und verband, wegen seiner Ruhe und Seelenstärke bewundert hatte, war frohen Mutes und schaute, Kopf und Herz voll Pläne, in die Welt hinein. Doch ein Wort des Dankes hatte weder er, noch sein Vater. Einen Dank kennt der heidnische Kaffer kaum; übrigens waren diese Leute, wie ich nachträglich erfuhr, keine Heiden, sondern wesleyanische Protestanten. Nun, ich hatte meinen Kitt Gott zu Liebe gemacht, und bin zufrieden, wenn diese Protestanten nur einige ihrer alten Vorurteile gegen uns Katholiken ablegen. In der Not und bei Krankheitsfällen kommen sie ohnehin gerne zu uns, und schon manche Seele wurde dadurch für den Himmel gewonnen.

Emaus, 20. Juli 1909. — fand da jüngst einen originellen Kaffernbrief, den ich hier im Auszuge in deutscher Uebersetzung beifügen will. Er lautet:

Mr. Sishula, M'Ngiti
Rom. Monis, Post E. E.

Umzimkulu.

„Weil es jetzt Winter ist und selten regnet, kommen die dichten Nebel und hängen sich Tag und Nacht an den Schimpera-Neck. Die alten Leute fürchten sich vor ihm gar sehr und bleiben fast stets in ihren Hütten. Der letzte Nebel aber hat uns von Lourdes herüber die Influenza gebracht, und ich selbst wurde davon angesteckt. Aber ich habe mir am alten weißen Inkos (Abt Franz) ein Beispiel genommen und erkaufte sie im Wasser. Gelingt es aufs erstemal nicht, so tue ich es öfters. Wasserkur ist mir nicht fremd; zeitlebens spüle ich mir nach dem Essen den Mund mit Wasser aus; das hält die Zähne frisch und rein. An Zahnweh leiden wir Männer nicht viel, wohl aber die Mädchen und Frauen. Das ist die Strafe für ihr Zuckernaschen; bekommen sie beim Krämer etwas Zucker in die hohle Hand, so ist er im Nu hinter den Zähnen verschwunden. Ich selbst esse lieber Salz, als Zucker; und seit ich krank bin, wasche ich mit kaltem Wasser den ganzen Körper.“

Der Brieffschreiber ist offenbar ein ganzer Mann, weiß seinen Gedanken Ausdruck zu geben, hat eine gute Dosis Menschenkenntnis und huldigt weisem Fortschritt. Der Schwarze ist im allgemeinen konservativ; er macht ruhig so weiter, wie er es beim Vater und Großvater gesehen, und jede Neuerung ist ihm verdächtig, wenn nicht geradezu verhasst.

Einen besonderen Respekt hat er auch vor jedem Brief, sei es nun, daß er selbst einen schreibt, was schon etwas heißen will, oder sei es, daß er einen diktiert oder erhält. Der Postmeister dagegen hat oft seine liebe Not mit der Adresse dieser kaffrischen Briefe. Doch auch hier gilt das Sprichwort: „Uebung macht den Meister“, und im großen und ganzen kommt die Mehrzahl dieser Briefe trotzdem doch richtig an ihre Adresse. Auch hier, in Emaus, ist eine Briefpost. Mit heutiger Post kamen folgende Briefe an:

1. Mrs. Albert Mingwa — Umzimkulu
Mous trappis — Griqualand.

(Daß „Mous“ soviel wie „Emaus“ heißt, weiß man auf der englischen Post schon lange).

2. Mrs. Madlokowa Ngecong
Dalapise Mouse, Emzimkulu.

(„Dalapise“ heißt natürlich „Trappist“, und das übrige ergibt sich von selbst).

3. Mr. Mashala Manongwadhla
Mouse Trappetiss Umzimkulu.

4. Mr. Josef Sublakayi
Mouse Strappits — Umzimkulu.

Man sieht hier, welche Wandlungen der „Trappist“ durchmachen muß, allein man erkennt ihn sofort, solange nur noch ein Zipfelchen von ihm herausguckt; auch werden wir hier in Südafrika bei allem Volle (weiß wie schwarz) stets die „Trappisten“ bleiben, ob schon wir vom alten Orden schon längst getrennt sind. (Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel. Die Schlacht in der Ingeli-Kluft.

Stunde um Stunde verrann. Die Sonne rückte weiter und weiter vor auf ihrer Bahn, und die Schatten wurden länger und länger. Bevor sie blutrot unterging und hinter dem Kamme des nahen Berges verschwand, warf sie einen letzten goldenen Strahl in die dunkle Kluft hinab und übergoß uns Krüger in den Barrikaden drunten mit einer Flut blendenden Lichtes. Ich selbst stand mit ein paar anderen im Schatten der Mauer und nahm wahr, wie jene, die im vollen Lichte standen, unbehagliche Bewegungen machten, als ob sie ein geheimes Schauder überliefen.

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung“, flüsterte mir ein alter Induna zu; „morgen um die gleiche Stunde werden alle jene, die soeben der Inkosi pezulu (der Himmelsfürst) mit seinem Flammenschwerte berührt hat, tot in ihrem Blute liegen.“

Er redete noch, da kam Ngotwemyama vom Lager her auf uns zugeschritten. Das volle Sonnenlicht, das hinter ihm herflutete, gab ihm ein Aussehen, als komme er direkt vom Himmel herab. Er kam, die Wachen abzulösen und sandte uns in's Lager zurück, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Als wir dort eintrafen, lagerten sich schon die Schatten auf der Erde, und das Weibervolk war unter lautem Geplauder emsig daran, für all die vielen Hunderte das Essen zu bereiten.

Nachdem wir uns gehörig gestärkt, kehrten wir auf unsere Posten zurück. Es war nun Nacht; bald jedoch stieg der Mond, obwohl noch nicht ganz voll, groß und hell hinter dem Zhlati empor, ein geisterhaftes Licht über die ganze Landschaft werfend.

In weiter Ferne erhoben sich vom Walde her die Stimmen der Nacht. Elephanten ließen ihre Trompetenstöße vom Zuurberg herüber hören; die Töne klangen scharf und klar in die öde Nacht hinaus. Heimchen und Fledermaus, Käuzchen und Glodenvogel summten, zirpten und läuteten miteinander um die Wette. Dazwischen ließen Schakale ihre eigentümlich schnarrenden Laute hören, zwei Paviane heulten ganz entsetzlich und alle überstürzte noch das hysterische Lachen der Hyänen. Da hörte man plötzlich das Gebrüll eines Löwen. Seine gewaltige, aus voller Brust kommende Stimme glich buchstäblich dem Rollen des Donners und brachte mit einem Schlag alle übrigen Laute zum Schweigen. Die Tierwelt hatte den Ruf ihres Königs gehört, und eine Weile

schwieg alles in Ehrfurcht vor dem Gewaltigen; dann aber begann das Summen, Zirpen, Pfeifen und Sämen von neuem.

Einmal flog eine große Nachtule über die Mauer, mit ihrem weichen Gefieder fast unsere Köpfe freisend. Zwei unserer jungen Leute wurden dadurch so erschreckt, daß sie beim plötzlichen Zurückweichen ihre Köpfe hart aneinander stießen. Alles dachte an Gespenster. Manche meinten, der Geist des Vaters Jikovas, des alten Kehla, den ich zuvor erwähnte, sei gekommen, um nochmals seinen Sohn zu sehen. Nun ging es los! Alles sprach von Gespenstern und von Zauberei, bis einem jeden die kalte Gänsehaut überlief.

Manche wußten von fleischlosen Geisterhunden zu erzählen, die ruhelos im Schatten des dunkeln Gehölzes umherstreiften. Ihre Augen seien wie feurige Kohlen, ihre Zähne scharf wie ein Messer, und ihre Fregier so groß, daß sie einen Löwen auf einmal verschluckten. Wieder andere wußten von geisterhaften Wölfen zu erzählen, die ausschließlich von Menschenfleisch lebten, und die von keiner Waffe, von Menschenhand geschmiedet, getötet werden könnten. Einmal jedes Jahr kämen sie, von dem großen Umtakati (Zauberer) geführt, von den Bergen herab, erwürgten jeden, der ihnen in den Weg trete und bezimierten die Viehherden.

Ich glaube, wir würden noch alle die Fabeln ausgeüßt haben, die unter den Abontu, den Schwarzen Afrikaner, gang und gäbe sind, hätte uns nicht plötzlich das Geräusch eines fallenden Riesels erschreckt. Was war das? Niemand konnte es jagen, doch stieg uns allen die Ahnung auf, daß etwas nicht ganz geheimer sei.

Um drei Uhr morgens wurden die Wachposten abgelöst. Ein Kehla zog mit einer Kompanie junger Männer auf, wir aber kehrten in's Lager zurück, um etwas auszuruhen. Vollständig erschöpft warf ich mich vor der Hütte Ngovvennyamas auf den Boden nieder und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Plötzlich fuhr ich in jähem Schrecken auf. Lautes Rufen, Schreien und Jammern tönte vom Engpaß herauf! Eben begann die Nacht zu weichen und der Morgenhimmel sich grau zu färben, als ich im ungewissen Dämmerlicht einen jungen Menschen blutüberströmt dem Lager zurennen sah, der in jammervollen Tönen beständig rief: „Die Amazulu, die Amazulu sind da! Sie haben die Mauer durchbrochen und kommen wie die Brandung des Meeres daher!“

Ngovvennyama und etwa zwanzig der jungen Männer eilten sofort nach der Klust. Ich selbst ergriff meine Art und folgte ihm eilenden Laufes nach. Einige feige Burichen aber hatten drunten in den Barrikaden Reißaus genommen und liefen den Engpaß herauf dem Lager zu. Die Kehlas stießen die Flüchtlinge mit dem Schaft ihrer Affegais zurück und schrien sie zornig an: „Zurück, ihr Feiglinge! Zurück in den Kampf!“

In den Schanzen fanden wir die Moe-Barrikaden durchbrochen, desgleichen die aus den Zweigen des Stechpfeils aufgeführte Mauer. Zwischen der Steinmauer und der ersten Umzäunung aber stand der alte Kehla Jikova mit einem Haufen Getreuer und versuchte die Zulus zurückzutreiben, deren weiße Federbüsche hin- und herwogten, wie der Schaum der Gewässer des Tegwan, wenn ihn der Sturmwind peitscht.



Ein Geheimnis.

Als wir in den Kampf eintraten, kamen eben die Unsrigen ins Wanken und wichen langsam zurück. Schon stürmten die Zulus mit gellendem Triumphgeschrei vorwärts, als sich ihnen plötzlich Ngokwennyama mit seinem Kehlas entgegenwarf. Wie der Blitz sauste des Umlungu mächtige Waffe auf und nieder, nach rechts und links, und bei jedem Hiebe sank ein Feind zu Boden. „Whi—ip—gluck! Whi—ip—gluck!“ tönte es jedesmal, wenn das Schwert durch die Luft rauschte und dann mit zerschmetternder Wucht niederfuhr auf Fleisch und Muskeln und Knochen.

Ich selbst ließ meine Streitart fliegen in blinder Wut. Eine rasende Gier zu morden hatte mich ergriffen, denn die Feinde, die mir gegenüberstanden, hatten mir Vater und Mutter und all meine lieben Angehörigen grausam hingemordet. — Nur wenige Minuten konnte uns der Feind standhalten, dann wich er vor dem mächtigen Anprall unserer Waffen zurück. Leider gab im selben Augenblick unser linker Flügel nach. Ngokwennyama bahnte sich daher raschen Weg dorthin und begann mit einer Kraft und Ausdauer, die keine Ermüdung zu kennen schien, auch dort auf die kämpfenden Zulus einzuhauen.

Lange Zeit tobte der Kampf in dem Engpaß hin und her. Einmal hatten wir die Zulus zwanzig Schritt weit zurückgedrängt, doch sobald sie durch den offenen Eingang hinreichende Verstärkung erlangt hatten, drangen sie neuerdings vor. Wir fochten Mann gegen Mann. Manchmal wurden die vorderen Reihen durch das ungestüme Nachdrängen der hinteren so hart aufeinandergepreßt, daß es ihnen nicht mehr möglich war, zum Streiche auszuholen. Sie waren wie eingekesselt und begannen einander mit den Füßen, Zähnen und Ellenbogen zu bearbeiten. Anfangs widerhallten die Wände des Engpasses von wildem Geheul und fortwährendem Kriegsgeschrei, doch je länger das verzweifelte Ringen anhielt, desto erschöpfter und atemloser wurden die Streiter. Viele konnten keinen Laut mehr hervorbringen, und man hörte bei dem Uebermaße der Erschöpfung und tödlichen Seelenangst nur noch Keuchen und Stöhnen. Gerade diese stumme Verzweiflung gab dem wilden Kampfe etwas Unheimliches, Gräßliches und Schauer Erregendes.

Der Schweiß rann in Strömen; unsere braunen Leiber glänzten, als wenn sie mit Del eingerieben, und mit dem Schweiß vermischte sich das Blut, das aus unsern Wunden drang und derart den Boden benetzte, daß es unter unseren Füßen förmlich quatschte. Wir wankten bald vorwärts, bald rückwärts und strauchelten dabei über die Leiber der Erschlagenen, die zuletzt so dicht den Engpaß füllten, wie der Schnee, der zur Winterzeit auf dem Kamme des Induneni liegt.

Ich hatte anfangs gekämpft wie rasend und konnte nicht müde werden, immer wieder und wieder aus Leibeskräften auf die feindlichen Zulus einzuhauen. Zuletzt aber war meine Kraft dahin. Hände und Füße schienen vor Erschöpfung wie gelähmt. Jeder Hieb, den ich noch führte, verursachte mir in allen Gliedern und Muskeln eine stechende Pein, und meine Streitart schien mir so schwer, als läge der ganze Ingeberg auf ihr. Ich mußte ordentlich auf die Zähne beißen, um den abgematteten Arm nochmals zum Streiche zu erheben, und dabei rauschte und sang mir das erhigte Blut im Kopf und in den Ohren, daß ich in Ohnmacht zu fallen befürchtete. Zuletzt war es mir, als sei das Ganze ein wirrer Traum

und als fallen mit Donnergekrach alle Berge zusammen.

Trotzdem kämpfte ich weiter. Zum Glück war das Ende des gräßlichen Ringens nahe. Die Zulus wichen zurück; wir trieben sie hart an die Steinmauer hin. Einzelne flohen durch die Oeffnung ins Freie, und im selben Augenblick hörte ich abermals das entsetzliche Rollen und Krachen fallender Berge. Es waren die Steinmassen, die ich Tags zuvor, droben auf der Spitze des Berges, hatte aufhäufen helfen, und die nun von einer Abteilung unserer Krieger in ganzen Lawinen auf die Zulus hinabgeschleudert wurden.

Nur ein kleiner Rest der Feinde war noch übrig. Sie pflanzten sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gefehrt, auf, rangen nach Atem und glogten uns mit ihren stieren, blutunterlaufenen Augen wie wilde Bestien an. Sie knirschten mit den Zähnen, verdrehten die Augen, daß nur noch das Weiße drohend hervorquoll, und machten sich bereit, kämpfend zu sterben.

Es folgten ein paar Augenblicke Rast, denn auch wir rangen nach Atem und waren bis zum Tode erschöpft. Da, auf den Kommandoruf Ngokwennyamas, erfolgte ein neuer, letzter Angriff, und zehn Sekunden später war kein lebender Zulu mehr innerhalb der Umfriedung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirtenknabe vor Gericht.

Ein Wort an die Mitter.

Es war einmal ein Hirtenknabe, welcher eines Tages zur Haft gebracht wurde. Als er allein zwischen den Kerkermauern saß, ohne die Ursache seiner Gefangennahme zu wissen, dachte er darüber nach, was eigentlich zu seiner Einkerkung geführt haben könnte. Vergebens: er war sich keiner Schuld bewußt und sprach deshalb: „Ohne Zweifel hat man mich für einen Anderen gehalten, der ein Unrecht begangen hat. Was soll ich Böses begangen haben? Täglich betete ich den Rosenkranz. Sollte das böse sein? Dann blies ich auf meiner Schalmei und sang weltliche und religiöse Lieder. Was läge Böses darin? Ich flocht Körbchen und andere Sachen aus Binsen und Rohr. Wäre das etwa böse? Zur heißen Mittagszeit legte ich mich gewöhnlich kurze Zeit in den Schatten einer Pappel zur Ruhe nieder. Dies kann auch nichts Böses sein, und dennoch sperrte man mich in den Kerker! O Gerechtigkeit, was treibst Du? Wo bist Du?“

Die Gerechtigkeit war aber nicht säumig. Ein Gerichtsdiener trat ein, um den Hirten zu holen und vor den Richterstuhl zu führen. Noch bevor der Richter sich zu ihm wandte, sprach der Hirte: „Ohne Zweifel halten Sie mich für einen Anderen, oder ich bin schwer verleumdet worden.“

„Was sprichst du von Verleumdung oder Verwechslung?“ hub nun der Richter an. „Bist du nicht ein Hirtenknabe? Heißest du nicht so und so?“

Der Knabe mußte beide Fragen mit „Ja“ beantworten.

„Nun, dann haben wir ja den Richtigen.“

„Wessen klagt man mich denn an?“ fragte der Hirt.

Der Richter entgegnete: „Die Ursache deiner Gefangennahme und Einkerkung ist folgende: Während du gedankenlos Schalmei bliesest, deine Lieder sangest oder schliefest und ruhest, drang das Vieh, welches du